

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 33

Artikel: "Die Schweizer in de Fremde, ihre Seel' ist geblieben daheim"
Autor: Stamm, Peter / Senn, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-608484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ben gelernt haben, die den uralten Schweizergeist pflegen und zu pflanzen versuchen. «In die fremde heidnische Seel' muss schlagen der Eidgenoss sein frommes Beil», rezitiert Hurni aus seinem Werk, «damit draussen wachsen kann, was alle schlaget in den gerechten Bann.» Bis dato hat Gottlieb F. Hurni «ein heilig Dutzend frommer Seelen gewonnen für dies heilig Vaterland», Eingeborene alles, die in ihm den Messias sehen, «der gekommen, um Schweizergeist zu säen, auf dass wachse ein weltweit Reich, dem Tell ergeben hienieden und ennet dem grossen Teich».

Drüben, in der Heimat «der heilen, heiligen und lieben, die mir mehr ist als Weib und Brut», wie er sagt, war Hurni alles andere als ein Musterbürger. Der gelernte Schlosser im Sold des Bankverein-Sicherheitsdienstes («ein Beruf von Gottes

Gnaden, er bringet dem Schweizer Sicherheit, Reichtum und Ehr») beherrschte sein Handwerk allzugut, wurde wegen mehrfachen Einbruchs polizeilich verfolgt und suchte deshalb bei der Fremdenlegion Zuflucht, «diesem heil'gen Heere, das mir war Nest und Amme, das mich geleitet zum wahren Glück». Kaum zurück von seinem Fronteinsatz in Spanien, wurde Hurni in der Schweiz verurteilt. Er verbüßte seine Strafe in einem jurassischen Steinbruch, wo er «klopft Steine zum Mehl, aus dem Gott den wahren Leib wird backen, wenn er wieder kommt ins Heimatland», kehrte dann zurück nach Sarnen, wo er ein Heiratsvermittlungsinstitut eröffnete, «um zu schmieden das hehre Glück, um zu säen das ~~pralle~~ Glück, zu mehren das Schweizervolk, oh kommet, ihr Kinderlein, kommet», wie er heute

sagt. Schon damals verspürte Gottlieb F. Hurni einen Drang zur Schauspielerei, zum Predigen auch. Seitdem er im Exil lebt, zusammen mit seiner Frau, die er als Tänzerin in der Pilatusbar kennen- und beherrschten lernte, rezitiert Hurni tagelang seine eigenen Werke, die ihm «Tell selber hat eingeflossen, um zu bewahren das Heimatland vor dem bösen Vogte».

Mittlerweile ist Hurni Ehrenmitglied und Sonderbotschafter des Anus, des Vereins für eine neutrale und unabhängige Schweiz. «Dies Bündnis ward uns verordnet, um zu verteidigen Hof und Erb, um wegzuteilen Pharisäer und Europäer auf Gedeih und Verderb», zitiert Hurni aus seinem reichlich grob gestrickten Dichtwerk, das freilich grossen Anklang findet in Sansibar, dessen geographische Lage Hurni selbst übrigens nicht beschreiben

kann: «Es liegt nicht fern vom Rütli, was ist von Schweizer Kraft», ist sein einziger Kommentar zur für seine Gäste irritierenden Wissenslücke. «Mich hat's hierher verschlagen, weil mir Tell hat aufgetragen, das Böse fortzujagen, mit bösem Bann zu schlagen, nicht nach Leid und Mühsal zu fragen, mich als Schweizer zu betragen.»

Den Schweizer Geist im fremden Land – Gottlieb F. Hurni sät ihn weit weg vom Rütli und von Sarnen, «wo meine Mutter mich dem Tellen hat geschenkt», wie er zur Melodie des Schweizerpsalms singt, und Hurni ist keinesfalls ein einsamer Missionar: Mit ihm sind zahlreiche Eidgenossen, darunter auch Frauen, ausgezogen, um in der Heimat von jener Krankheit verschont zu werden, die das Schweizervolk erfasst hat. Die Rede ist von der Heimatmüdigkeit. Gottlieb F. Hurni da-

«Die Schweizer in der Fremde, ihre Seel' ist geblieben daheim»

VON UNSEREM HEIMATREPORTER
PETER STAMM, Z.ZT. IM MOTEL «OLD FROHSINN», NEW WEINFELDEN,
OHIO, U.S.A.

Nach Japan kam **Walter Ott-Morita** vor zwanzig Jahren, als ihn der Schweizerische Bankverein ins Land der aufgehenden Sonne schickte, um hier eine Filiale aufzubauen. Nach jahrelangem Dienst für die agile Grossbank in der Millionenstadt Tokio zog Walter Ott in die Provinz und baute hier eine eigene kleine Firma auf. Inzwischen ist er der wichtigste Exporteur von Reiskochern in die Schweiz. Mit der Mentalität des Japaners hatte der gebürtige Nidwaldner erst seine liebe Mühe, aber nachdem er sich eine Tochter dieses tausendjährigen Reiches zur Frau genommen hatte, lernte er dieses und diese schnell schätzen und lieben. «Die Japanerin», sagt er heute, «strahlt noch die Fröhlichkeit aus, die unseren Töchtern längst abhanden gekom-

men ist. Sie versteht die Liebe als einen Dienst am Mann.» Auch was die Sauberkeit seiner Yoko anbetrifft, ist Walter rundum zufrieden. «In unserem Haus», sagt er, «können man vom Boden essen.» Das tut er denn auch, wie es beim Japaner Brauch ist. Allerdings gibt es bei Ott kein «Japser-Zeugs», wie Walter die traditionelle Küche gerne nennt. Seine Frau bereitet den Wurstsalat und das Nidwaldner Schtunggis inzwischen fast so gut zu, wie einst Mutter Ott in Sevelen. So kennt denn ihr «Ualti», wie sie ihren Mann liebevoll nennt, kaum Heimweh, und er mahnt überzeugt: «Von der Japanerin könnten unsere Frauen viel lernen.»

Marissa Müggler ist Lehrerin für Deutsch und Französisch an der Schweizerschule in Madrid. Das war nicht immer so. Ins Land der Torreros brachte sie der Schweizerische Bankverein, für den sie einige Jahre als Telefonistin arbeitete. Nachdem die über-

zeugte Auslandschweizerin die Fernmatur absolviert hatte, hielt sie allerdings nichts mehr beim renommierten Bankhaus. «Ich wollte den Spanier kennenlernen, wie er lebt und lebt», gesteht sie uns. Dies ist ihr in den letzten Jahren mehr als gelungen. «Heute könnte ich mir nicht mehr vorstellen, irgendwo anders zu leben», gibt sie unumwunden zu. Am Spanier schätzt sie vor allem dessen Temperament. «Hier stürzen sich die Männer in meine Arme wie einst der heissblütige Winkelried in die Lanzens. Und dabei denken sie nicht an Weib noch Kinder.» Auch mit den Lebensbedingungen in Spanien ist Marisa rundum zufrieden. «Mit der schweizerischen Altersvorsorge und dem spanischen Lebensgefühl habe ich die ideale Mischung der zwei Kulturen gefunden», plaudert sie gemütlich bei einer Tasse Sangria. Von den Schweizern in der Heimat wünscht sie sich etwas mehr Temperament und Lebensfreude. Von den

Schweizer Männern wünscht sie sich, dass sie wieder zeigen, wer die Hosen anhat. «Sie müssen sie ja nicht immer anbehalten», schliesst sie neckisch und zwinkert ihrem gutgebauten Freund José zu.

Seit fünf Jahren arbeitet **Sr. Ursula Surbeck** im Urwaldspital der Heilsarmee in Zimbabwe. «Und ich weiß immer noch nicht, wo genau das ist», gibt die ehrliche Haut selbstkritisch zu. In der Schweiz hatte sie eine gute Stelle beim Schweizerischen Bankverein innegehabt, als Gottes Wort sie ereilte und in die Mission trieb. Jetzt verteilt sie Medikamente und Bibelworte an die Einheimischen. «Ich glaube es sind Neger», gesteht sie uns, «aber alle sind so nett und freundlich.» Die Schweizer, wie Sr. Ursula Surbeck sie in vager Erinnerung hat, waren nicht nett und noch viel weniger freundlich. «Von den Negern können wir viel lernen», meint sie denn auch ohne falsche Scham, «wenn sie am Abend vor lauter Freude nicht anders →

→ können als zu tanzen, dann wird mir immer ganz gschnuch.» In der Zürcher Agglomeration, wo Sr. Ursula aufgewachsen ist, hat es das bestimmt nicht gegeben. Vielleicht wird sie irgendwann in ihr und unser Land zurückkehren.

Aber so wie sie die heilige Schrift in diesen Urwald gebracht hat, wird sie eine Botschaft im Gepäck haben, wenn sie aus dem Land der Schwarzen zurückkehrt: «Tanzt und seid lustig, freuet euch und seit nett zueinander.»

Obwohl **Fredi «Freddy» Schürch** schon seit dreissig Jahren in den U.S.A. lebt, ist er im Herzen ein Schweizer geblieben, ein «Cowboy», wie er gerne sagt, ein «Buob vom Truob». Ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten

hat den gebürtigen Goldhändler der Schweizerische Bankverein gebracht. «Eigentlich soule ich hier nur einen course besuchen», erzählt er in der für den Amerikaner typischen, unbescheidenen Art, «aber dann hat mir der Ame-

Gespräch mit Alessandro Fransioli, Beauftragter für Auslandschweizer im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten

«Draussen spürt man, was es heisst, Eidgenosse zu sein»

VON IWAN RASCHLE UND PETER STAMM,
BERN-BELPMOOS

Nebelpalster-Heimatredaktion: Herr Fransioli, wir treffen Sie hier auf dem Flughafen Bern-Belpmoos. Sind Sie schon wieder auf dem Sprung ins Ausland?

Fransioli: Spick mi furt vo hie, heisst es doch, Bäupmoos... Bäupomoos (lacht schallend). Aber im Ernst: ich fliege nur schnell nach Paris. Die Swissair hat mir grosszügigerweise ein Ticket zur Verfügung gestellt.

Und was tun Sie in Paris?
Ich fliege weiter nach Bangkok.

Wo Sie geschäftlich zu tun haben?

Äh, also, ja sozusagen. Ich habe da ein Ticket bekommen, und so verbinde ich die Pflicht eben mit dem Angenehmen (lächelt).

Sie besuchen unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger in der Fremde?

Ja. Ab und zu schenkt mir die Swissair ein Ticket, und dann bekommen wir im EDA auch viele Hotelgutscheine. Da verbinden wir natürlich die Pflicht mit dem Angenehmen.

Und die Wechselkurse?

Die sind natürlich auch sehr vorteilhaft. Der Schweizerische Bankverein ist da sehr entgegenkommend.

Herr Fransioli, was treibt Sie nach Bangkok?
Treiben ist gut (lacht schallend). Also, ich meine, man verbindet natürlich immer die Pflicht mit dem Angenehmen, Sie verstehen.

Und was beschäftigt nach Ihrer Erfahrung unsere Mitbürgerinnen und Mitbürger im Ausland?
Also, mir fallen vor allem die tieferen Getränkepreise auf. Ja, man kann es durchaus so sagen: Das Angenehme überwiegt ganz klar.

Im Ausland ist es schöner als in der Schweiz?

Für mich als Diplomat schon. Wissen Sie, die Swissair...

Danke, Herr Fransioli, wir wissen es.

Nichts wissen Sie! Wir arbeiten hart im EDA, und die Tickets von der Swissair haben wir verdient. Ich meine, man muss doch die Pflicht auch mit dem Angenehmen verbinden, finden Sie nicht auch (blickt verunsichert die Interviewer an).

Meinen Sie?

Ja, die Pflicht ist schon wichtiger, aber das Angenehme überwiegt natürlich. Also ...

Sind Sie deshalb Diplomat geworden?

Nun, vielleicht. Als ich beim Bankverein arbeitete, hab' ich mir gedacht: Die Diplomatenprüfung, das wär's.

Und nun sind Sie quasi Halb-Auslandschweizer.

Ja, und das bin ich gern!

Wegen dem Angenehmen, den Wechselkursen und so?

Aber das hat nichts mit meinem früheren Posten zu tun. Die Swissair ...

... tut sie uns auch, danke.

Bitte?

Ja, wir waren gerade unten, bei den Auslandschweizern.

Ach so.

Waren Sie auch schon in den heimatlichen Dörfern im Exil?

Also Bangkok kenne ich recht gut. Und da soll es einen Schweizer geben, wo man alles kriegt, was man sich nur wünschen kann.

Und dort verkehren Sie?

Nein. Ich gehe immer in den Crazy-Club. Dort sind die Getränke billiger. Sie wissen doch: die Sparmassnahmen.

Kennen wir. Zurück zu Ihrer Aufgabe: Was tun Sie für die Eidgenossen im Ausland?

Also, wie gesagt, ich verbinde in erster Linie das Angenehme mit dem Nützlichen.

Oder sagen wir: mit der Pflicht.
Genau.

Und wie sieht die aus?

Nun, als Diplomat bin ich recht frei. Ich muss einfach da sein, zum Beispiel in Bangkok, wenn mich jemand braucht.

Und das geschieht hin und wieder?

Mein Vorgänger hat mir davon erzählt, ja, der war öfters in der Schweizerschule, wenn der Religionslehrer krank war.

Und sie?

Ich besuche manchmal die Niederlassungen des Schweizerischen Bankvereins.

Um Pässe zu stampeln?

Nein. Wegen der Wechselkurse.

Und die Getränke?

Sind dort auch billiger, stimmt.

Dann sind sie also rundum zufrieden mit ihrer Arbeit?

(strahlt) Ja, rundum. Weil ich das Angenehme so gut mit dem Nützlichen verbinden kann.

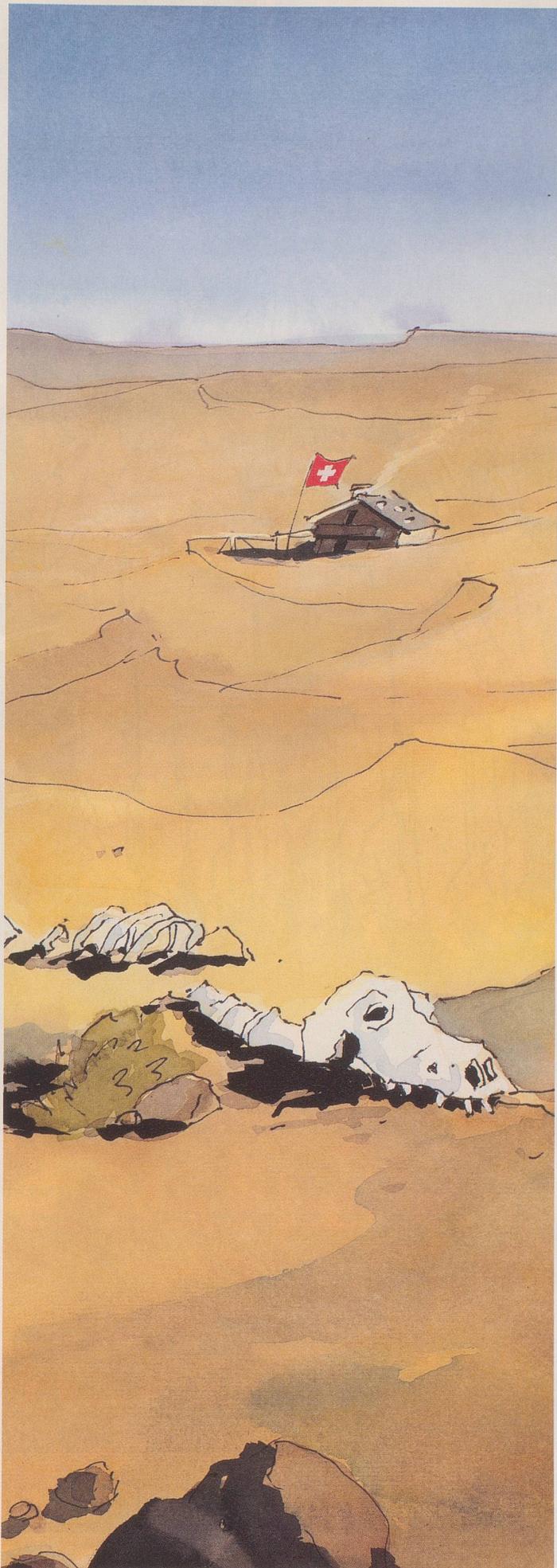
Und die Auslandschweizer?

Sind mir gottlob noch nie begegnet.

Herr Fransioli, ganz herzlichen Dank für dieses aufschlussreiche Gespräch.

rican way of life so gut gefauen, dass ich gleich hiergeblieben bin.» Erst schlug er sich als Frühstückskoch und Nachportier durch und was er in diesen Jahren auf dem harten Pflaster New Yorks lernte, hat ihn zu dem gemacht, was er heute in New Weinfelden, Ohio, ist: ein freier Unternehmer im freisten aller Länder. «Was ich habe hier erreicht, würde in der Schweiz nie möglich gewesen», ist er sich sicher, während er uns durch die Lagerhalle seiner Autoersatzteilehandlung führt. Die Freiheit, die für den Schweizer einst das höchste Ideal war, vermisst Fredi «Freddy» Schürch heute, wenn er wie jedes Jahr nach Gstaad in die Ferien kommt. «Der Schweizer Unternehmer ist ein Gefangener von thousands von Gesetzen und Vorschriften», sagt er, «hier konnte ich keine Büx Bremsflüssigkeit in den Gulli leeren, ohne gleich die Behörden auf dem Hals zu haben.» Nur wenn einst wieder die Freiheit des Stärkeren in unserem Land regiert, will Fredi zurückkommen oder wie er sagt: «Wenn Recht bekommt, wer sich Recht leisten kann.»

«Früher handelte ich mit heissem Geld, heute mit heißen Mädchen», schmunzelt **Anton F. Meyer**. Wirklich begann er seine Händlerkarriere als Anlageberater beim Schweizerischen Bankverein. Heute ist Anton Zuhälter in Thailand, wie er unumwunden zugibt. «Meine Mädchen», sagt er, «sind nicht weniger sauber, als das Geld, das ich damals investiert habe.» Und grinsend ergänzt er: «Und sie waschen sich wenigstens selber.» Die Zuhälterei ist in Thailand kein unehrenhafter Beruf. Antons Beziehungen zu den Behörden sind ausgezeichnet, und viele seiner Stammkunden sind Einheimische. Am meisten verdient er allerdings an seinen Schweizer Kunden, bei denen er eine gewisse Berühmtheit geniesst. «Ich erfülle jeden Wunsch», sagt er, «und meine Kunden danken es mir.» In der Schweiz könnte er sein Geschäft nie so führen. «Der Thailänder weiss noch um die Wichtigkeit der Liebe», beteuert er, «während der Schweizer mit heuchlerischen Gesetzen alles tut, um sie zu verhin-



dern.» Dabei ist das Objekt der Liebe nach Anton F. Meyer einerlei: «Wer die Frauen liebt, liebt auch das Land, in dem sie geboren sind. Wer die Schweiz liebt, muss erst die Schweizerinnen lieben.» Aber die Schweizer, die bei Anton verkehren, lieben eben vor allem die Thailänderinnen. «Und so lange es in der Schweiz keine Freudenhäuser gibt», ist Anton sich sicher, «geht es auch mit der Heimatliebe nicht aufwärts.»

Erich Schweingruber

wäre gerne in der Schweiz geblieben, aber gewisse Vorfälle zwangen ihn, das Land und seine Stelle beim Schweizerischen Bankverein sozusagen über Nacht zu verlassen. In Santiago de Chile, wo er seither lebt, hat er aber gute Aufnahme gefunden. Durch den Kontakt zur deutschsprachigen Kolonie kam er mit neuen Ideen in Kontakt, die sein Leben verändert haben. In der verschworenen Männergemeinschaft lernte er viel Neues über die deutsche Geschichte und meint heute mit Überzeugung: «Was der Schweiz fehlt, ist Zucht und rassische Reinheit.» Genau die sieht er aber durch die massive Invasion von Ausländern in seiner Heimat bedroht. Als Auslandschweizer weiss Erich die Vorzüge fremder Kulturen und Nichtauslieferungsabkommen durchaus zu schätzen. Dennoch mahnt er: «Schuster bleib bei deinem Leisten, und Ausländer bleib in deinem Ausland.» Die schweizerische und die deutsche Kultur findet er in den Exilgemeinschaften in Santiago besser erhalten als in den Mutterländern. Und so ist es für ihn unverständlich und «total ungerecht», dass viele der Menschen, die ihn umgeben, nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren können, weil sie nach ihren Überzeugungen gehandelt haben und den linksunterwanderten Regierungen unbehaglich wurden. Mindestens ist er sich sicher, dass die Zeit für ihn und seine Freunde einst wieder kommen wird. Eifrig versichert er uns: «Die moribunden Demokratien in Deutschland und der Schweiz werden keine tausend Jahre dauern. Dann werde ich zurückkehren. Als Sieger. □